

## Die Figur der Zwei

In einer vielkommentierten Bemerkung aus dem Seminar *...ou pire*, behauptet Jacques Lacan, daß es nicht möglich sei zur 2 zu gelangen, wenn man mit 0 und 1 zu zählen beginne:

"Avec 0 et 1, que vous les additionnez ou que vous les mettiez l'un à l'autre, voire l'un à lui-même dans une relation exponentielle, jamais le 2 ne s'atteint. Le nombre 2, au sens où je viens de le poser, qu'il puisse d'une sommation ou d'une exponentiation s'engendrer des nombres plus petits, ce test s'avère négatif: il n'y a pas de 2 qui s'engendre au moyen du 1 et du 0."<sup>1</sup>

Zwischen 1 und 2 tue sich eine unüberbrückbare Kluft auf, und insofern sei die 2 schon unendlich. Lacan erläutert dort seine Theorie des anderen und unterstreicht damit, daß der andere auf keine Weise als "zweiter eine", gemäß der arithmetischen Operation  $1 + 1$ , verstanden werden könne. Man hat es beim Problem des anderen vielmehr mit einer irreduziblen dualen Konstellation zu tun und ist so gezwungen, mit 2 zu zählen zu beginnen.<sup>2</sup>

Einmal abgesehen von den subjekttheoretischen Implikationen dieser Behauptung, enthält sie eine generalisierbare Einsicht über das Wesen alles Beginnes. Die Zwei und nicht die Eins ist die Zahl des Anfangs. Wir müssen *immer* mit 2 zu zählen beginnen. Selbst Hegel kann in der *Wissenschaft der Logik* bei der Bestimmung des "absoluten Anfangs" oder "Grundes" (der Wissenschaft) nicht umhin zuzugeben, daß dieser Anfang Zweierlei enthalte und als zwieschlächtige "Einheit" gedacht werden müsse: "Der Anfang enthält also beides, Sein und Nichts; ist die Einheit von Sein und Nichts [...]."<sup>3</sup> Eine solche Zwiespältigkeit entdeckte in einem ganz anderen Zusammenhang auch die strukturalistische Linguistik, als Ferdinand de Saussure feststellte, daß es in einem sprachlichen System keine "positiven Einzelglieder", sondern "nur Verschiedenheiten" gebe.<sup>4</sup> Das minimale sinntragende Element in jedem Zeichensystem muß daher bereits zwiefältig sein. Nicht "a" allein, sondern erst die Dyade "a/nicht-a" kann "Sinn" produzieren.

Im konkreten Fall des Spracherwerbs bei Kleinkindern zeigt sich aber, daß die Struktur eines solchen Elements noch komplexer ist. Das erste Wort eines Kindes ist bekanntlich kein einzelner Laut, der aus einer vorsprachlichen Stille als signifikanter Klang heraustritt, sondern hebt sich aus dem Gebrabbel kraft seiner gedoppelten Struktur als

<sup>1</sup> Jacques Lacan: *Séminaire XIX. ...Ou pire...* (1971–1972), 10. Mai 1972, auf: [http://gaogoa.free.fr/Seminaires\\_HTML/19-OP/OP10051972.htm](http://gaogoa.free.fr/Seminaires_HTML/19-OP/OP10051972.htm)

<sup>2</sup> Vgl. Alenka Zupančič: *The Shortest Shadow. Nietzsche's Philosophy of the Two*, Cambridge/Mass. u. London 2003, S. 146f. Zu Lacans Konzeption der Zwei siehe auch: Alain Badiou: "La scène du deux". in: *De l'amour*, hrsg. v. der École de la cause freudienne, Paris 1999, S. 177–190; ders., *Conditions*, Paris 1992, S. 259.

<sup>3</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Werke*, Bd. 6, Wissenschaft der Logik I, Frankfurt a. M. 1979, S. 73.

<sup>4</sup> Vgl. Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. v. Charles Bally u. Albert Sechehaye, übers. v. Herman Lommel, Berlin u. New York 2001, S. 143.

sprachliche Äußerung heraus: "ma-ma". Die Wiederholung ist entscheidend. Ein Wort entsteht erst, wenn ein Laut durch seine Repetition als intentionale Äußerung bestätigt wird.<sup>5</sup> Man kann auch sagen – und das ist für die Logik der *Figur der Zwei* von größter Wichtigkeit –, daß hier ein vorsprachlicher Laut *retroaktiv* mit Sinn begabt wird. Das isolierte "ma" wird die 1 *gewesen sein*, von dem das Kind zur 2 des ersten Worts, "ma-ma" *gelangt sein wird*. Aber erst rückwirkend wird dieser eine Laut zu einer 1, die in einer sprachlichen Arithmetik mit einer anderen 1 addiert werden kann. Auch in dieser Arithmetik ist die 2 die erste Zahl. Und jeder, der ein Kleinkind zu sprechen beginnen erlebt hat, weiß, was die Kluft, die nach Lacan zwischen 1 und 2 liegt, konkret als Phänomen bedeutet. Es gibt hier keinen graduellen Übergang zwischen einem Gebrabbel, aus dem sich langsam sprachähnliche Laute immer bestimmter herauslösen. Das erste Wort scheint vertikal in die Ebene der vorsprachlichen Laute einzubrechen, ein kategorialer Sprung, als *Ereignis* schlechthin.

Aus diesem Beispiel ist ein weiterer wichtiger Aspekt der *Zwei als Figur* zu erschließen, nämlich: was die *Zwei* zu einer ganz spezifischen *Figur* macht. Für das erste Wort mit der Doppelstruktur "a-a" ist es evidenten Weise maßgeblich, daß es sich um *exakt zwei* Laute handelt, die hier zueinander treten. Ist ein einzelnes "ma" noch kein Wort, so "ma-ma-ma..." keines mehr und *wieder* Gebrabbel. Die Repetition über die *Zwei* hinaus wirkt sinnzerstörend und führt dazu, daß sich der materiell-klangliche Aspekt der Sprache vom semantischen abzuspalten beginnt. Folgerichtig kommt die Verdrei- oder gar Vervierfachung einer Silbe nur in Onomatopöien vor, die nach Claude Lévi-Strauss,

"immer eine Zweideutigkeit [bergen], da sie, [...] nicht deutlich darauf hinweisen, ob sich das sprechende Subjekt, wenn es sie ausspricht, vornimmt, ein Geräusch zu reproduzieren oder einen Sinn auszudrücken. Durch die Verdoppelung unterstreicht das zweite Glied emphatisch die signifikante Absicht, bei der man, wäre es allein geblieben, hätte zweifeln können, ob sie im ersten vorhanden gewesen wäre."<sup>6</sup>

Man kann daher auch sagen: Die *Zwei als Figur* ist scharf abgehoben, sowohl vom Einen wie vom Vielen. Ebenso wenig wie man von ihr durch die Addition zweier Einheiten gelangt, genauso wenig stellt die *Zwei* eine rudimentäre *Serie* dar.

Ein "einfaches" visuelles Beispiel kann dies verdeutlichen. Man denke an eine beliebige spiegelsymmetrische Figur:

---

<sup>5</sup> Vgl. Claude Lévi-Strauss: *Mythologica I. Das Rohe und das Gekochte*, übers. v. Eva Moldenhauer, Frankfurt a. M. 1976, S. 435.

<sup>6</sup> Ebd., S. 435f.



Wir werden nicht zögern zu sagen, daß sie in sich repetitiv aufgebaut ist. In bildtheoretischer Hinsicht war die strenge Symmetrie immer eine Feindin der Vorstellung eines Bildes als *Einheitsstruktur* und *organisches Ganzes*. Für die klassische Ästhetik hat die Symmetrie etwas Mechanisches und Geistloses. Die beiden Hälften, in die sie zerfällt, scheinen sich redundant zueinander zu verhalten. Ebenso augenscheinlich aber ist eine spiegelsymmetrische Figur *nicht* seriell strukturiert. Setzen wir sie nach einer Richtung fort, durch Hinzufügung eines weiteren symmetrisch abgeleiteten Teils,



hätten wir *eineinhalb* Figuren, also:  $1 + \frac{1}{2}$  und nicht die Serie:  $1 + 1 + 1$ . Die spiegelsymmetrische Figur ist also in sich geschlossen, *ohne eine unteilbare Einheit* zu sein (dem kunstsinnigen Auge *zerfällt* sie nur allzu deutlich in *zwei Teile*), sie ist dabei aber auch nicht einfach eine *Vielheit*. In der Bildtheorie muß die *Figur der Zwei*, exemplarisch in der exakten Symmetrie verkörpert, als ein Drittes gelten, das quer steht zur vertrauten Opposition zwischen dem *Tableau* als *Einheitsstruktur* und der *Serie*.

Mit dem Phänomen der Symmetrie hängt ein berühmtes philosophisches Problem zusammen, aus dem man die Schlußfolgerung ziehen kann, daß man auch in der Raumtheorie mit einer *Figur der Zwei* beginnen muß. Bei Immanuel Kant findet man es in der Frage zugespitzt, ob man von einer "Menschenhand", die als "erstes Schöpfungswerk" alleine auf der Welt existierte, befinden könne, ob sie eine linke oder eine rechte wäre.<sup>7</sup> Diese Frage stellt sich insofern, als es nicht ohne weiteres klar ist, worin genau der Unterschied zwischen den beiden Händen besteht, die ja doch die "gleiche" Form zu besitzen scheinen, ohne daß sie dabei austauschbar wären. Man wird auf diese Frage antworten, dieser Unterschied bestünde in ihrer Orientierung im Raum. Aber wodurch ist diese genau bestimmt? Durch eine Relation zwischen *zwei* Gegenständen, oder, wie Kant glaubte, durch eine absolute, objektive Struktur (eine Art cartesianisches Koordinatensystem), die dem Raum an sich schon zukommt, sodaß man mit *einer* Hand immer schon eine bestimmte hätte? Wenn Kant dieser Meinung gewesen

---

<sup>7</sup> Vgl. Immanuel Kant: "Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume", in: ders.: *Werkausgabe*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. II/2, Vorkritische Schriften bis 1768, Frankfurt a. M. 1977, S. 999.

ist und mit seiner Frühschrift *Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume* für den newtonschen Raumbegriff argumentierte, so hat man sich in der sich daran anschließenden Diskussion, die bis heute fortgeführt wird, immer wieder argumentiert, daß es *zweier* Gegenstände bedarf, damit der einzelne einen klaren Richtungssinn erhält.<sup>8</sup>

Bestimmte Argumente in dieser Diskussion, die mit Problemen der mathematischen Topologie verknüpft sind, sind für eine Theorie der *Zwei* von großer Bedeutung. Sie geben einen deutlicheren Begriff davon, welcher paradoxen Art die "Wiederholung" ist, die zwei Elemente erst zu einer *Figur der Zwei* machen. Im Zusammenhang der Frage also, ob zwei "inkongruente Gegenstücke", wie Kant sich ausdrückt (bzw. Enantiomorphe, oder ganz einfach, die beiden Teile eines spiegelsymmetrischen Paares), die gleiche Form besitzen oder nicht, hat man, um diese Frage positiv zu beantworten, darauf verwiesen, daß es eine Operation gibt, die es erlaubt, die beiden Gegenstücke ineinander zu verkehren. Dies leuchtet unmittelbar ein, wenn man eine zweidimensionale Figur als Beispiel heranzieht:

## R Я

Wir können uns sehr leicht vorstellen, wie man ein lateinisches "R" aus der Fläche herausnehmen und durch den dreidimensionalen Raum drehen könnte, um dadurch ein kyrillisches "Ya" zu erhalten. August Ferdinand Möbius folgerte aus dieser Überlegung, daß generell behauptet werden kann, daß sich ein  $n$ -dimensionales asymmetrisches Objekt qua Rotation durch einen Raum von  $n+1$  Dimensionen in seinen enantiomorphen Widerpart verkehren läßt.<sup>9</sup> So könnte man, wenn man es denn könnte, mit den Händen verfahren. Die Unmöglichkeit sich vorzustellen, was es hieße, wenn solches nicht im abstrakten mathematischen Raum, sondern in der phänomenalen Welt, in der wir existieren, tatsächlich geschähe, gibt einen Begriff davon, welcher *kategoriale Sprung* die beiden Teilen einer *Figur der Zwei trennt*, aber eben doch zugleich auch ihren *Zusammenhang* konstituiert. Wir haben es mit einer Figur zu tun, die von einem radikalen Riß oder Schnitt geteilt und zugleich zusammengehalten wird.

Die *Figur der Zwei*, wenn man sie mit Lacan, von dessen Konzept des anderen her denkt, verweist – es mag verwundern – nicht primär auf eine Theorie der Intersubjektivität

---

<sup>8</sup> Einen Überblick über diese Diskussion bietet: James van Cleve u. Robert E. Frederick: *The Philosophy of Right and Left. Incongruent Counterparts and the Nature of Space*, Dordrecht, Boston u. London 1991 (The University of Western Ontario Series in Philosophy of Science, Bd. 46).

<sup>9</sup> Vgl. August Ferdinand Möbius: "Der barycentrische Calcul. Ein neues Hilfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie", in: ders.: *Gesammelte Werke*, hrsg. auf Veranlassung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 1, hrsg. v. Richard Baltzer, Leipzig 1885, S. 170ff.

oder gar der Paarbeziehung, sondern ist fruchtbar vor allem als ein Modell der Subjekttheorie. Dies ist einer der Punkte, die Alenka Zupančič in ihrer für uns anstoßgebenden Nietzschestudie, herausgestellt hat.<sup>10</sup> Der Andere ist in diesem Kontext, ausgehend von Sigmund Freuds Konzeption des Unbewußten, in erster Instanz als eine Dimension des Selbst zu verstehen, die sich der Selbst-Identifikation konsequent entzieht; die das atomistische, in sich abgeschlossene Subjekt, wie es die idealistische Philosophie entworfen hat, aufspaltet und damit aus einer der zentralen Figuren des Einen eine *Zwei* macht. Die idealistische Philosophie hat die Einheit des Subjekts, die sie behauptete, als eine Synthese begriffen, die über einen Prozeß der Selbstreflexion erreicht wird, und für den das Bild des Selbst, das sich in einem Spiegel wiedererkennt, ein oft in Anspruch genommenes Beispiel liefert. Dieses Szenario ist jedoch streng zu unterscheiden vom hier skizzierten Modell der spiegelsymmetrischen Figur, die um einen Schnitt herum aufgebaut ist, der sie in *zwei inkongruente Teile, die in der Ebene, in der sie existieren nie zur Deckung gebracht werden können*, aufspaltet.

Das Problem des Subjekts muß uns dahin führen, einen weiteren Aspekt der *Figur der Zwei* zu betonen, der sich in der Statik eines bildlichen Beispiels nicht angemessen veranschaulichen läßt: der *Figur der Zwei* ist auch eine zeitliche Dynamik eingeschrieben. Denn das Subjekt entfaltet sich nach Lacan in einer in sich zurücklaufenden *Bewegung*; oder, man könnte auch sagen, das Subjekt ist dem anderen im Selbst beharrlich auf den Fersen, ohne ihn je einholen zu können.<sup>11</sup> Das Spiegelszenario der Subjektivität wäre demnach eher so zu denken, wie Bruce Nauman es in der Videoinstallation *Live Taped Video Corridor* (1970) entworfen hat. Dort erblickt sich der Beschauer in einem Monitor, der am Ende eines langen, schmalen Korridors aufgestellt ist, und ein Bild überträgt, das von einer Videokamera, die am Eingang des Ganges angebracht ist, in Echtzeit übertragen wird. Wenn er den Weg, den die Installation vorzeichnet, abschreitet, hat er am Bildschirm ein Ansicht seiner selbst vor Augen, die nicht nur von rückwärts – vom Blickpunkt des anderen gleichsam – aufgenommen wird, sondern auch: je näher er dem Monitor kommt, desto weiter entfernt er sich auf dem Bild, das dieser zu sehen gibt.

Der Effekt, den diese Installation produziert, hat etwas ebenso Befremdendes wie Erschreckliches. Und er scheint sich immer dann einzustellen, wenn sich das Ich selbst – in der Position des anderen, als *Doppelgänger* – begegnet. So als Sigmund Freud, wie er in seiner Schrift über das *Unheimliche* berichtet, sich einmal, als er ihm ganz unvermittelt

---

<sup>10</sup> Vgl. Zupančič (wie Anm. 2), bes. S. 133ff.

<sup>11</sup> Vgl. ebd., S. 13ff.

gegenüberstand, in seinem eigenen Spiegelbild nicht zu erkennen vermochte.<sup>12</sup> Die Reaktion auf die Konfrontation des Ichs mit sich selbst als *Doppelgänger* ist aber, wie Freud dort darlegt, in der Regel nicht bloß eine der Verkennung, sondern mit Angst verbunden. Die Wurzel des griechischen Wortes für *Zwei*, *δύο*, ist die gleiche wie die der Furcht (*δειδω*) und dem Schreckenerregenden (*δεινός*).<sup>13</sup>

Massimo Cacciari, der auf diesen Umstand hingewiesen hat, lokalisiert den Ursprung der Geste der philosophischen Reflexion in jenem Moment, in dem sich die Welt (der Griechen) für immer in *zwei Teile* aufgespalten hat, und die Figur der anderen als schreckenerregende am Horizont aufgetaucht ist, als die persische Expansion in die Ägäis hinauszugreifen begann. Das Denken der Einheit, welche die Philosophie jetzt hinter diese Spaltung zurückzuprojizieren beginnt, bleibt in dem Maße eine Tendenz der Gewaltsamkeit eingeschrieben, als sie das Eigene und das Andere, das Eine und das Viele als eine dichotomische Entgegensetzung begreift. Für die abendländische Tradition, die – wenn man hier folgt – in einer gewalttätigen Konfrontation (der Griechen mit den Persern) wurzelte, bleibt jedenfalls charakteristisch, dem anderen eine absolute Differenz zu unterstellen, die entweder mit paranoider Faszination betrachtet wird oder das aggressive Bestreben hervorruft, sie auszulöschen.

Leo Bersani hat argumentiert, daß jeder Versuch, diese paranoide Beziehung zum anderen zu überwinden, bei dem Moment ansetzen muß, in dem ein menschliches Wesen zum Subjekt wird, indem es sich als Ich vom anderen zu unterscheiden beginnt. Freud war von einer anfänglichen autoerotischen Disposition des menschlichen Organismus, einem primären Narzißmus, ausgegangen, in der sich das Ich im Erlangen libidinöser Triebbefriedigungen als autonom gegenüber der Außenwelt erfährt. In diesem Stadium der Psychogenese ist der Kontakt mit dem Äußeren nach Freud mit Unlustempfindungen verbunden. Daraus schloß er, daß das Verhältnis zur Welt ursprünglich von Haß geprägt ist – und zwar von einem Haß, gegen welchen sich die Objektlibido erst in einem weiteren Schritt durchsetzen muß, und der ihr – und dem Verhältnis zur Außenwelt schlechthin – als Grundschicht eingeschrieben bleibt (was sich etwa im typischen Umschlagen von Liebe in Haß zeigt).<sup>14</sup> Nach Bersani eröffnet sich nun ein Ausweg aus diesem Verhängnis, wenn man die Objektrelation nach dem Modell der homosexuellen Libido neu konzipiert. Denn dort tritt der andere nicht im Zeichen einer

---

<sup>12</sup> Vgl. Sigmund Freud: "Das Unheimliche", in: ders.: *Studienausgabe*, Bd. 4, Psychologische Schriften, Frankfurt a. M. 1970, S. 270, Anm. 1.

<sup>13</sup> Vgl. Massimo Cacciari: *Gewalt und Harmonie. Geo-Philosophie Europas*, übers. v. Günter Memmert, München u. Wien 1995, S. 8.

<sup>14</sup> Vgl. Sigmund Freud: "Triebe und Triebchicksale", in: Freud (wie Anm. 12), Bd. 3, Psychologie des Unbewußten, S. 94ff.

absoluten und unergründlichen Differenz, sondern als *Double* des Ichs auf. Dabei wird Homosexualität allerdings nicht wie bei Freud einfach als Rückfall in den primären Narzißmus verstanden, als fiktive Aufrechterhaltung einer ursprünglichen Autonomie, sie ist vielmehr Agent einer Entgrenzung des Selbst. Denn das Selbst außerhalb des Ichs wiederzufinden, ist hier eine Form, sich selbst zu verlieren – ein "räumlicher, anonymer Narzißmus".<sup>15</sup> Das Modell der Homosexualität bei Bersani gibt eine Handhabe, das Verhältnis zwischen Ich und anderen als *Figur der Zwei* zu denken. Die politischen Implikationen dieser Konzeption der Objektbeziehung sind weitreichend. Eine Form der Subjektivierung, bei der der andere als *Doppelgänger* ins Spiel kommt, unterläuft schließlich jene Mechanismen der Unterscheidung und Abgrenzung, die das Subjekt als mit sich identische Einheit herstellen. Die *Figur der Zwei* könnte sich also für eine Theorie der Gleichheit fruchtbar machen lassen, die die Möglichkeit einer nicht-identitären Gemeinschaft mit sich führt.

Die andere, totalitäre Seite dieser Bewegung hat Jacques Derrida in den Eingangspassagen zu *Politik der Freundschaft* in Bezug auf den antiken politischen Diskurs vor allem bei Platon und Aristoteles ausgelotet.<sup>16</sup> Die Zwei ist hier die gespiegelte Eins, Zugehörigkeit zur Polis wird in erster Linie über die Abstammung von einer gemeinsamen Wurzel (mag diese auch eine mythologische, in den Tiefen der Vergangenheit liegende sein) gedacht. Einer Wurzel, die sich verzweigt, verzweigt und vervielfältigt hat. Derrida verweist auf die Nähe von antikem politischen Diskurs und klassischem Freundschaftsdiskurs. Der Freund, das ist das andere Ich. Er ist mein Freund, weil er eigentlich nichts anderes ist als ich. Im Freund liebe ich mich selbst, so wie er sich in mir liebt, weil wir eigentlich ein und derselbe sind. Diese beiden Vorstellungen liegen an der Basis aller politischen Fundamentalismen und Substantialismen: Die biologisch-materialistische Idee einer gemeinsamen Wurzel und die metaphysisch-ideologische Idee einer die Körperwelt überschreitenden und diese transzendierenden Einheit. Es sind uralte Kampfmittel, welche die Figur der Zwei, irreduzibel in der modernen Lesart, gegen den Strich bürsten und auf die Eins zurückführen, indem sie erweisen, daß die Zwei immer schon Eins gewesen ist. Eine Art Politik, die sich zutiefst der Universalität verschrieben hat (vom Christentum bis hin zur Aufklärung) ohne die klassische abendländische Philosophie undenkbar ist.

---

<sup>15</sup> Vgl. Tim Dean, Hal Foster u. Kaja Silverman: "A Conversation with Leo Bersani", in: *October*, 82, Herbst 1997, S. 6. Siehe Leo Bersani: *The Freudian Body. Psychoanalysis and Art*, New York und Chichester/West Sussex 1986; ders.: *Homos*, Cambridge/Mass. u. London 1996; ders. u. Ulysse Dutoit: *Arts of Impoverishment. Beckett, Rothko, Resnais*, Cambridge/Mass. u. London 1993; dies.: *Caravaggio's Secrets*, Cambridge/Mass. u. London 1998.

<sup>16</sup> Vgl. Jacques Derrida: *Politik der Freundschaft*, Frankfurt a. M. 2007.

In dieser Perspektive erscheint es lohnend, sich auch über das "Ende der Zwei" den Kopf zu zerbrechen. Unter die legitimistische Binarität politischer Repräsentation (Repräsentierende und Repräsentierte: Aber wer repräsentiert eigentlich wen und vor allem: wie viele? Geht es um die Einheit der Repräsentierenden oder der Repräsentierten? (Hobbes)), die offiziöse Ebene des Rechts und der Kodifizierung, hat Michel Foucault das Kellergeschoß von Disziplin und Bio-Politik gesetzt.<sup>17</sup> In diesem Kellergeschoß (es ist ein großer Keller, so groß wie die moderne Welt) geht es darum, das Überleben, ja sogar Wohlergehen des Einzelnen möglichst sparsam, unauffällig und effizient mit dem Bestand des Ganzen zu synchronisieren, Individuum und Bevölkerung aufeinander "abzustimmen". Typischerweise erfolgt diese Zurichtung in der Bio-Politik gerade nicht binär, sondern bedient sich stochastischer Prozesse, Wahrscheinlichkeiten. Nicht die Zwei der Repräsentation steht im Vordergrund, wenn es sich um die Steuerung der großen Zahl handelt, um die Zonierungsaktionen in Zeiten der Pest, die Impfkampagnen gegen die Pocken oder Hygiene- und Assanierungsmaßnahmen im 19. Jahrhundert oder die Theorien des Humankapitals im Chicagoer Neo-Liberalismus. Diesem bio-politischen Zugriff auf der Makroebene entspricht die Selbst-Steuerung des Individuums, seine Selbst-Disziplinierung, sein Wille, Sorge für sich zu tragen, sich zu waschen, gegen die Grippe impfen zu lassen, keinen ungeschützten Sex zu haben, etc. Zwischen der um ihr Leben besorgten, hyper-individualistischen Eins und der un abzählbaren Vielheit einer Bevölkerung sieht Foucault die Sphäre der Repräsentation und des Rechts, die Sphäre der Zwei, in der Moderne als zutiefst geschwächt an, als die eigentliche Sphäre politischen Scheins und politischer Ideologie. Die wahren, die entscheidenden Kämpfe würden entweder oberhalb oder unterhalb der Zwei statt finden.

Markus Klammer & Stefan Neuner

---

<sup>17</sup> Vgl. Michel Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt a. M. 2006; ders.: *Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M. 2008; ders.: *Sexualität und Wahrheit 2. Der Gebrauch der Lüste*, Frankfurt a. M. 2009; ders.: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am College de France (1975 - 1976)*, Frankfurt a. M. 2004.